

# **Predigt Dreifaltigkeit 2025**

## **„1700 Jahre Nicäa - man muss zu seinem Glauben stehen!“**

Liebe Schwestern und Brüder

*Bayern München oder Würzburger Kickers oder lieber noch die Baskets?*

*Land oder Großstadt? Rad oder Auto? Android oder Apple?*

*Bach oder Mozart? Verdi oder Wagner?*

Tagtäglich können wir erleben: Was den einen kaum berührt, ist für den anderen eine Glaubensfrage. Es werden in guten und in bösen Tagen die Schals getragen, die die Verbundenheit zu einem Verein zeigen. Logos auf Kleidung zeugen von Vorlieben. Man wird Mitglied einer politischen Partei, die entsprechende Verkehrskonzepte vertritt, die der eigenen Vorliebe entgegenkommen. Der eine bewirbt sich jahrzehntelang um Karten für die Festspiele in Bayreuth, dem Gralsort der Wagnerianer; der andere ist Stammgast in der Arena von Verona, in der Giuseppe Verdi als der unerreichte Stern am Musikhimmel strahlt. Im Alltag zeigen Menschen andauernd, wer oder was ihnen wichtig ist, legen Bekenntnisse ab für welche Interessen, Produkte, aber auch Ideale und Werte sie eintreten.

In manchen Fragen bleiben wir leidenschaftslos, in anderen gibt es für uns eine rote Linie, die nicht überschritten werden darf. Solange Menschen nicht fanatisch werden, ist es gut, dass sie die Freiheit haben, ihre Leidenschaft für das, was ihnen wichtig zu zeigen und sich so zu dem zu bekennen, was für sie zählt. Das schärft das eigenen Profil und zeigt, wofür wir stehen in unserem Leben. Wer aber weiß, dass es Dinge gibt, die nicht verhandelbar sind in seinem Leben, der wird das auch für den anderen Menschen anerkennen.

Das vollziehen auch wir Gottesdienstbesucher jeden Sonntag: Wir bekennen unseren Glauben. Dass wir das sog. Credo nicht im Sitzen sondern im Stehen sprechen, soll deutlich machen: Wir stehen zu dem, was wir sagen. Oft ist das Bekenntnis ins Lied gekleidet, aber von seinem Ursprung her ist es ein Text, der vor genau 1700 Jahren, im Mai 325 n. Chr., nach langen Ringen formuliert wurde und der in mehr als 230 Worten zusammenfasst, was für Christen überall auf der Welt gilt: Das Glaubensbekenntnis des Konzils von Nicäa. Es wurde Jahrzehnte später noch einmal in einer Versammlung in der Reichshauptstadt Konstantinopel um Aussagen über den Heiligen Geist erweitert und wird deshalb das sog. Nizäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis genannt. Damals hat man den Glauben nicht erfunden. Schon von den frühesten Zeiten der neutestamentlichen Schriften an war es Voraussetzung für den Empfang der Taufe, dass der Bewerber auf die Fragen nach Gott, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist deutlich antwortete: „Credo“, „ich glaube“! Glaubensbekenntnisse hatten ihren Platz am Eingangstor zum Christsein. In der eucharistischen Versammlung sah man das zunächst als nicht nötig an. Wer getauft

ist, hatte sich entschieden und musste sein Bekenntnis nicht immer neu wiederholen. Das sog. „große Glaubensbekenntnis“ hat seinen Platz daher auch zunächst in der Suche nach einer Lösung von theologischen Streitigkeiten.

Die Grundfrage des christlichen Glaubens konzentrierte sich von Anfang an auf die Frage nach Jesus: Wer ist er? Gott, der wie die griechischen Götter auf der Erde ein Gastspiel gab? Ein guter Mensch, den Gott durch die Auferweckung von den Toten für seinen Lebenswandel belohnte? Gott selber, der am Kreuz hingerichtet wurde und tot war oder der nur zum Schein gelitten hatte? War Jesus eine Art Engel, dem Gott befahl, den Weg des Menschen zu gehen? Letztlich ging es um die Frage: Wie ist das Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu denken, gerade auch unter der Voraussetzung, dass Gott einer und ein einziger ist, wie es das Judentum lehrt, aus dem die Christen kamen.

Am Anfang unseres Glaubens steht eine unglaubliche Erfahrung, die nicht erklärt, sondern nur erzählt werden kann: Wir sind dem Auferstandenen begegnet. Das ist Bericht und Bekenntnis, weil die Jüngerinnen und Jünger wissen, dass man ihren Worten weitgehend keinen Glauben schenken wird.

Dann ist es den ersten Christen wichtig, zu klären, wer dieser Christus ist unter den zwei Vorgaben: Sie stehen fest im Glauben Israels an den einen und einzigen Gott und Jesus gehört nicht in den Bereich der Mythen, wie sie die Griechen erzählen, die von Göttern wissen, die sich als Menschen verkleiden.

Klingt ziemlich theoretisch, ist es aber gar nicht. Die Frage hat sogar politische Bedeutung. Wenn Gott nur ein beziehungsloser Weltenherrscher ist, wie ihn die griechische Philosophie lehrte, dann war er auch Garant für die absolute Herrschaft eines menschlichen Herrschers. Ein Gott in Beziehung aber stellt menschliche Allmachtsphantasien in Frage.

Vor allem aber geht es um meinen persönlichen Glaubens- und Lebensweg. Was bringt uns das Leiden Jesu, wenn es nur gespielt war und Gott nicht selbst in ihm gelitten hat. Dann sind Endlichkeit und Schmerzen immer noch allein unsere Probleme, die Gott nicht wirklich berühren, weil er sie nicht miterlebt hat. Dann können wir von Gott höchstens Mitleid erwarten.

Im Vierten Jahrhundert vertrat der gebildete Theologe und Priester Arius die Position, dass der Glaube an Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, nicht in dem Sinn zu verstehen sei, dass sie alle in gleicher Weise Gott sind. Vielmehr, so Arius, ist der Sohn dem Vater untergeordnet, weil er nach ihm war. Letztlich ist für ihn Jesus nur ein „Befehlsempfänger“, ein Gott der zweiten Ordnung. Er bezog sich dabei ausdrücklich auf den Text, den wir als erste Lesung aus dem Buch der Weisheit gehört haben, das davon spricht, dass die Weisheit geschaffen wurde. Das geschah zwar vor allen anderen Werken, aber es gab damit eine Zeit, in der sie nicht war. Schon lange haben christliche Theologen die Weisheit des AT mit dem Logos, also mit Jesus Christus, identifiziert. Versteht man die Worte der Lesung im Sinne von Arius, dann aber tritt das Problem auf, dass Gott selbst von seinem Ursprung her einsam und

ohne Beziehung zurückbleibt. Er hat niemanden auf Augenhöhen, mit dem er sich austauscht und kann so auch niemanden lieben, denn Liebe setzt ja den Partner / die Partnerin voraus. Wenn Gott also die Liebe ist, dann braucht er von Anfang an ein Gegenüber, mit dem er sich austauschen kann, wie es das heutige Evangelium entfaltet.

Der Streit in der Kirche tobte heftig und passte dem Kaiser überhaupt nicht ins Konzept. Kaiser Konstantin, der den Christen endlich nach Jahrhunderten der Verfolgung Rechtssicherheit gab, hatte die Idee eines geeinten Reiches unter einem Herrscher, zusammengehalten von einem Glauben. Da störte es massiv, dass die Christen unterschiedlichen Vorstellungen und Bekenntnissen anhingen. Deshalb ergriff er die Initiative und lud die Bischöfe des Reiches vor. Unter ihnen soll sich der Legende nach auch der Heilige Nikolaus befunden haben. Wie er hatte mancher von Ihnen noch unter den Vorgängern des Kaisers, die das Christentum als barbarischen Aberglauben verurteilten, Verfolgung und Verbannung erlitten, musste in Verliesen schmachten oder in Bergwerken am Ende der Welt schwer arbeiten. Jetzt wurden sie in kaiserlichen Kutschen in die Residenz Konstantins chauffiert, die idyllisch vor den Toren der östlichen Hauptstadt auf einer Halbinsel lag, und fürstlich bei einem Staatsbankett bewirtet. Dann aber ging es zur Sache. Der Kaiser selbst drängte aus machtpolitischen Interessen auf eine Klärung und schließlich auf Einigkeit. Die Vertreter um Arius blieben bei ihrer Überzeugung, dass Jesus Christus dem Vater nachgeordnet sein muss. Es gab eine Zeit, da er nicht war. Er ist Gottmensch, aber eben ein Geschöpf. Ihre Denkhilfe entsprang dem sog. mittleren Platonismus und schützte nach ihrer Ermessen den strengen Glauben an den einen und einzigen Gott. Das Konzil von Nizäa entschied anders. Es nahm ein altes Taufbekenntnis der Kirche von Jerusalem zur Grundlage und ergänzte es um die entscheidende Formel: **„Und an den einen Herrn Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens (homoousios) mit dem Vater; durch ihn ist alles geschaffen. “**

Arius Lehre wurde verurteilt und er selbst von Kaiser Konstantin verbannt. Damit hätte alles geklärt sein können. War es aber nicht. Über Jahrzehnte, ja eigentlich sogar über mehr als ein Jahrhundert zogen sich die Auseinandersetzungen noch hin, so dass es noch weitere drei Konzilien in Konstantinopel, Ephesus und Chalkedon brauchte bis ein für allemal die Lehre definiert war. Im Ringen um diese Worte flogen Fäuste, mussten Bischöfe ins Exil gehen, trennten sich Gemeinschaften, floss sogar Blut. Am Ende waren diese vier ersten Konzilien nicht nur der Garant der Einheit, sondern auch der Auslöser von Spaltungen und der Gründung von neuen Kirchen.

Dennoch gibt es heute kein Glaubensbekenntnis, das die Christenheit so eint wie die Worte, die damals beschlossen wurden: Sie werden nicht nur in Rom, sondern auch in Moskau, Istanbul, Wittenberg, Athen, Oslo, Washington, Wellington, Murmansk gebetet. Überall, wo Christen sich zum Gottesdienst versammeln, sind sie verbunden

durch das gemeinsame Vaterunser und das Bekenntnis zur Gleichheit des Wesens von Gott, Vater, Sohn und Heiligen Geist. Gott ist Liebe als Vater, Sohn und Geist. Er ist nicht getrennt in drei verschiedene Götter, sondern der dreieine Gott, der uns in unterschiedlicher Weise begegnet.

Ich kann verstehen, wenn Sie mir jetzt vorhalten, dass das alte Geschichten sind und Sie sich fragen, was das mit meinem Christsein heute zu tun hat. Was interessieren uns Streitigkeit, die 1700 Jahre alt sind, wenn sie für mein Leben als Christ in der Kirche keine Bedeutung mehr haben. Aber vielleicht gibt es diese Bedeutung. Wir leben in einer Zeit, in der viele Menschen sich durchaus als religiös bezeichnen, aber an einen personalen Gott nicht glauben können. Selbst in den großen Kirchen ist die Zahl derer, die ihren Glauben als persönliche Beziehung zu Gott verstehen, alarmierend gering geworden. Es gibt vielleicht noch einen allgemeinen Konsens, dass Jesus der beste Mensch unter allen Menschen war, ein Vorbild, unerreichbar, aber inspirierend für die eigene Haltung. Wir reden gerne vom charismatischen Wanderprediger aus Galiläa, der auch heute noch durch seine Botschaften von der Nächsten- und Feindesliebe, von der Zuwendung Gottes zu den Menschen am Rande, durch seine Wertschätzung für Frauen und Kinder, durch seine radikalen Armut und Hingabe und durch seine Vision von einem Menschsein, das ganz anders ist, fasziniert, aber ihn als Gott bekennen, fällt vielen Menschen, auch Christen, schwer. Als Mensch nahe, als Gott fremd. Aber wenn Jesus Bedeutung haben will, dann muss er mehr sein als ein Wunderrabbi. In ihm wird Gott Mensch, zeigt, dass ihm seine Geschöpfe und seine Schöpfung so viel wert ist, dass er sich selbst in sie hineingibt und sich für sie hingibt. Diese Geheimnis ist mehr als ein Lehrinhalt. Es führt nach dem Glaubensbekenntnis der Liturgie zum Glaubensbekenntnis ohne Worte, von dem Annette Jantzen in einem Beitrag für Christ in der Gegenwart schreibt: „Wenn ich glaube, dass alles Leben in Gott seinen Ursprung hat, ist jeder sorgsame Umgang mit anderem Leben ein Glaubensbekenntnis. Oder biblisch gesprochen: Es ist ein Glaubensbekenntnis, sich umeinander zu kümmern, gerade um diejenigen, die es nicht erwidern können. Denn die menschliche Ehre ist in den Glanz Gottes eingebettet. Eine Ehrerbietung gegenüber Gott besteht also darin, sich um weniger geehrte Mitmenschen zu kümmern. Daher kommt der Hinweis Jesu „Was ihr ihnen getan habt, habt ihr mir getan.“ (1.6.2025)

„Man muss wissen, wem und was man glaubt, wenn der Glaube wirklich Stütze und Halt in allen Lebenslagen sein soll“, formuliert der Liturge Marco Benini. Deswegen stehen wir jeden Sonntag auf, stellen uns hinter die Worte, die zur Gründungs-urkunde der Kirche gehören, bekennen und feiern: „Ich glaube an Jesus Christus, wahrer Gott vom wahren Gott, ... eines Wesens mit dem Vater; Für uns Menschen und zu unserem Heil ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.“ Amen

Sven Johannsen, Pfarrer